

Mondnacht

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergeußt, und Gerüche
Mit Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn:

So umschatten mich mit Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Wald
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

Ich genoss einst, o ihr Toten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlen,
Wie schönst warst von dem Monde
Du, o schöne Natur.

Meine Damen und Herren, diese Schilderung einer melancholisch-sommerlichen Mondnacht stammt von keinem Geringeren als Friedrich Klopstock (1724 – 1803), dem Wegbereiter der deutschen Klassik und Verfasser endloser Epen. Strenge Form und trotzdem tiefes Empfinden. Wir begehen gerade sein 200. Todesjahr. Kein Mensch unterzieht sich heute mehr der Mühen, ihn zu lesen, obwohl er im 18. Jahrhundert der meistgelesene Dichter war. Doch schon damals spottet Lessing: „Wer wird nicht einen Klopstock loben. Doch wird ihn jeder lesen? – Nein! Wir wollen weniger erhoben – und dafür mehr gelesen sein!“

Die Mondnacht – diese Idylle hat die deutschen Klassiker eigentlich weniger zu Gedichten gereizt. Die strenge Form und die hohe Dramatik haben dem Gefühl nur geringen, gar zu kleinen Spielraum gelassen. Aus dieser klassischen Enge bricht nun ein Mann auf, dessen Name untrennbar mit dem Mond verbunden ist und der uns nicht nur wunderschöne Gedichte und Briefe an den Mond, sondern auch das schönste deutsche Lied über den Mond hinterlassen hat: Matthias Claudius. Von ihm in allererster Linie soll heute Abend die Rede sein. Er wird in eine religiös völlig zerrissene Welt hineingeboren:

Die französische Revolution hat die Philosophen im Gefolge. Sie machen Gott den Platz im Himmel streitig, Religion und Kirche sind unter den aufgeklärten Geistern auf dem Rückzug, nur wenige Denker halten an der Verneigung vor der Religion – wie Gotthold Ephraim Lessing, der von sich bekennt: „Mit dem Kopf ein Heide, mit dem Herzen ein lutherischer Christ.“ Er hat klar am Christentum als Offenbarungsreligion festgehalten und gesagt: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! – Ich fiele ihm mit Demut in die Linke und spräche: Gib Vater, der reine Wahrheit ist für dich alleine!“

Doch solch eine Bescheidenheit kann nur einem großen Geist entspringen. Aber so große Geister sind selten zu und nach Lessings Zeiten, besonders in den Reihen von Theologie und Kirche. Aufgeklärte Philosophen auf der einen und als Reaktion auf den verselbständigten Geist pietistische Theologen auf der anderen Seite: Den großen Zeitgeist gibt es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht, doch im theologischen Bereich gibt es eine Grundrichtung: Weg von den Spitzfindigkeiten des verselbständigten Geistes zu einer eigenständigen Religiosität!

In dieser Grundrichtung schwimmt Matthias Claudius nicht mit. Der „Wandsbeker Bote“, wie ihn Nachgeborene unter Hinweis auf seine journalistische Tätigkeit nennen, spitzt Feder und Geist, um sowohl Glaubensinhalte als auch kirchliche Strukturen zu retten. Mitten im Siegeszug der Aufklärung und den eher platten Antworten der Deisten und Pietisten gibt es ernste Stimmen, die einerseits vor Überschätzung der Vernunft, andererseits vor schwülstiger Gefühlsüberlastung des Glaubens warnen. Matthias Claudius erinnert an den schlichten Glauben der Väter. Er widersteht der alten wie der neuen pietistischen Lehre und findet sein Publikum nicht zuletzt deshalb, weil er nicht die theologische Begrifflichkeit seiner Zeit aufgreift, sondern unbekümmert und aus innerstem Herzen die Sprache des Volkes spricht. Dem Hochmut der Vernünftler stellt er die Demut des Christen gegenüber, der Diesseitigkeit des Nützlichkeitsmenschen die Jenseitigkeit des Gläubigen. Claudius findet festen Grund in seinem ganz persönlichen Glauben an Jesus Christus und an die wundersame Kraft des Schöpfers. Das freilich steht dem Zeitgeist total entgegen, der von Goethes „Faust“ geprägt ist: „Zwar weiß ich viel, doch will ich alles wissen!“ – Doch es geht nicht nur ums Wissen, es geht auch ums Schaffen, wie Goethe seinen „Prometheus“ sagen lässt: „Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz?“

Im Gespräch mit Gott lässt Goethe seinen Helden fortfahren:

„Hier sitz ich, forme Menschen
nach meinem Bilde,
ein Geschlecht, das mir gleich sei,
zu leiden, weinen,
und zu freuen sich
und dein nicht zu achten,
wie ich!“

Nein, das kann Matthias Claudius nicht unterschreiben, 1740 im Dorf Reinfeld in Holstein zwischen Kiel und Lübeck als vierter Sohn eines lutherischen Pfarrers geboren und 1815 im damals dänischen Wandsbek, heute einem Hamburger Stadtteil, gestorben. Seine Ahnen väterlicherseits sind seit dem ausgehenden Reformationsjahrhundert Theologen im schleswig-holsteinischen Lande. Seine Mutter ist die zweite Ehefrau des lutherischen Pastors Matthias Claudius in Reinfeld und stammt aus einer Ratsherrenfamilie in Flensburg.

Nach Abschluss der „Öffentlichen Evangelisch-Lutherischen Lateinischen, auch Schreib- und Rechen-Schule“ im nahen Plön studiert Claudius in Jena Theologie, Jura und Kameralwissenschaften – das wären heute etwa die Fächer Volks- und Finanzwirtschaft –, legt jedoch Zeit seines Lebens kein Examen ab. Höchst aufmerksam beobachtet er die geistige und geistliche Entwicklung seiner Zeit, und so eignet er sich während seines Studiums umfangreiches Wissen an. Als er für ein Jahr als Sekretär für den Grafen Holstein in Kopenhagen tätig ist, lernt er Friedrich Gottlieb Klopstock (1724 – 1803) kennen und schätzen, versucht sich nach seinem Muster mit eigenen Verserzählungen und bringt ein Bändchen mit dem Titel „Tändeleien und Erzählungen“ heraus.

Durch Klopstock hat Claudius im Juni 1768 die Stelle eines literarischen Redakteurs bei den „Adreß-Comptoir-Nachrichten“ in Hamburg bekommen. Aus diesem Zufallsjob wird eine Lebensaufgabe. 1770 nimmt er eine Redakteursstelle in Wandsbek an, und dort schreibt er für die viermal wöchentlich erscheinende Zeitung „Der Wandsbeker Bote“. Diese Zeitung wird von dem Hamburger Verleger Johann Joachim Bode herausgegeben und von Claudius geschrieben und redigiert. Der Herr des Gutes Wandsbek, Freiherr Heinrich Karl von

Schimmelmann, hatte das seit 1745 erschienene Skandalblättchen mit viel Klatsch und Tratsch über die Hamburger Gesellschaft übernommen und bei Verleger Bode einen tüchtigen Redakteur angefordert. Der schickt Claudius nach Wandsbek und übernimmt selbst die kleine Zeitung. Von Schimmelmann gilt als aufgeklärter Geist mit hohem sozialem Engagement. Bode und Claudius wissen also, was der Freiherr von ihnen erwartet.

Von Anfang an geht die Arbeit von Matthias Claudius weit über das hinaus, was von einem Lokalredakteur erwartet werden darf. Denn er setzt sich mit den gerade geschilderten geistigen und geistlichen Strömungen seiner Zeit auseinander, berichtet daneben über Politik aus dem nahen Hamburg, hat zu glossieren, zu kommentieren, nicht zuletzt auch zu unterhalten, wagt es bisweilen auch zu kritisieren. Dazu macht er Gedichte, schreibt Fabeln, Glossen, Kritiken und schildert nicht zuletzt Erlebnisse aus dem eigenen Familienkreis – und über seinen Hund, der plötzlich gestorben ist:

Als der Hund tot war

Alard ist hin, und meine Augen fließen
Mit Tränen der Melancholie!
Da liegt er tot zu meinen Füßen!
Das gute Vieh!

Er tat so freundlich, klebt' an mich wie Kletten,
Noch als er starb an seiner Gicht.
Ich wollt' ihn gern vom Tode retten,
Ich konnte nicht.

Am Eichbaum ist er oft mit mir gesessen,
In stiller Nacht mit mir allein;
Alard, ich will dich nicht vergessen,
Und scharr' dich ein.

Wo du mit mir oft saßt, bei unsrer Eiche,
Der Freundin meiner Schwärmerei. –
Mond, schein' sanft auf seine Leiche.
Er war mir treu.

Seine Familie, insbesondere aber seine Ehefrau Rebecca, liebt er über alles. 1771 hat er um die Hand der Rebecca Behn geworben, am 15. März 1772 heiratet er sein „holdes Bauernmädchen“, das ihm im Laufe der Ehe zwölf Kinder schenkt.

Die hohe Wertschätzung der Familie kommt nicht von ungefähr. Claudius sieht sie als stabiles Element in einer entwurzelten Zeit, sieht in ihr das Fundament einer künftigen staatlichen Ordnung. Bald übertragen die Leser den Titel ihrer Zeitung auf den Schreiber. Claudius wird zum „Wandsbeker Boten“, und er macht nun keinen Hehl aus seiner Haltung gegenüber Philosophie, Theologie und Kirche:

Höher als alle viel gepriesene Vernunft achtet er die „Armut des Geistes“ und ein „demutsvolles Herz“ – und das unter einem aufgeklärten Mäzen! Doch Claudius wird in dieser Rolle nie zu einer Art frommer Träne, er schärft seine Waffen des Geistes und des Gefühls, das für ihn zum Menschsein dazugehört und auf das die aufgeklärten Geister gar zu leichtfertig verzichtet haben.

Als Publizist tritt er für Thron, Altar und Erhaltung bestehender Strukturen ein, steht also hinter der landesherrlichen Obrigkeit, die ja nach Luther durchaus auch einen göttlichen Auftrag hat. Claudius schreibt und kommentiert höchst unkonventionell, spart mitunter auch nicht mit Kritik an den Herrschenden, nimmt aber vor allem die aufgeklärten und die orthodoxen Geisteswissenschaftler aufs Korn.

Die gütige Vatergestalt, die Claudius für sich in Gott entdeckt hat, hilft ihm über viele Schwierigkeiten seines Lebens. Als sein erster Sohn Matthias nur wenige Stunden nach der Geburt stirbt, merkt er spätestens, dass ungetrübtes Glück nicht zu haben ist auf der Welt. So freundet er sich mit dem Tod an, spricht mit ihm und freut sich darauf, „wenn Freund Hain mit der Hippe kommt“. Nach einer fast tödlichen Krankheit genesen, winkt er gleichsam dem Tod zu, der sich langsam aus dem Krankenzimmer schleicht: „Und wenn du wiederkommst, später oder früher, so lächle wieder, Freund Hain!“

Natürlich ist Claudius in ganz besonderer Weise dem Leben zugetan, auch der Liebe. Seine Frau Rebecca vergöttert er auch noch im Alter, als sei sie noch das junge Mädchen mit den blauen Augen dem *Gesicht* „weiß und rot, und alle wir Knaben buhlten um sie“, wie er schreibt. In seinen Briefen heißt es: „Mein trautes, herrliches Weib“ oder „Du meine Seele, gold Rebecca, ich bleibe Dir, was ich von Anfang an war, als ich Kundschaft von Dir erhielt.“

Seinem Freund, dem Weimarer Generalsuperintendenten Gottfried Herder, gesteht er unfreiwillig-komisch: „Mir glühen oft die Fußsohlen für Liebe!“ Zwölf Kinder schenkt ihm sein „geliebtes Bauernmädchen“, und an seinen Familienfreuden lässt er auch die Leserschaft teilhaben. Nur gut 300 Exemplare werden vom „Wandsbeker Boten“ regelmäßig gedruckt, doch die Zeitung und ihr Schreiber ist in ziemlich allen deutschen Landen bekannt. Kündigt sich mal wieder Nachwuchs an, so verbreitet der Vater diese Nachricht mit höchstem Vergnügen: „Mein liebes gutes Bauernmädchen hat wieder einen runden Leib. Zwei Mädchen gehen schon auf Gottes Erdboden herum, und ein Knabe liegt darin, und dabei bleibt's noch nicht, wenn man dem Bauernmädchen so nahe ist.“

Es wird wieder eine Tochter, und Claudius dichtet:

Ist ein holder Knabe, er,
Als ob er's Bild der Liebe wär'.
Nur eines fehlt dir, lieber Knabe,
Eins nur: dass ich dich noch nicht habe!

Über die neue Tochter tröstet er sich rasch: „Man muss vorlieb nehmen, sonst ist's aber eine herrliche Art Mädchen, die meine Frau gebiert.“

Nicht von ungefähr werden all diese Details geschildert, denn aus diesen vielen einzelnen Mosaiksteinen wird deutlich, wie wichtig für Claudius die Familie als lebendige Mitte ist, aus der heraus er alles um sich herum betrachtet. Eben auch die aufgeklärte Philosophie und den Idealismus, den er folgendermaßen auf seine spöttische Kimme nimmt:

Mit Ehr' und Reverenz gesprochen,
So ist in der Philosophie
Der Deich auch heuer durchgebrochen,
Und neues Licht weht frank und frei.
Scheint eine Art von Mondenlicht;
Es flimmert so und wärmet nicht.

Sonst ließ man sich Erfahrung leiten.
Prüft' und bewährte dran sein Licht;
Jetzt kann man's ohne sie bestreiten
Und setzt, was sein kann oder nicht.
Was sie nicht seh'n von vornherein,
Darf sich nicht untersteh'n zu sein.

Mit leichter Hand verteilt Claudius hier die Ohrfeigen an die abgehobenen Denker seiner Zeit. Auf dem Sterbebett verrät er seinem ältesten Sohn Johannes später das Geheimnis seiner liebevollen Kritik: „Sage nicht alles, was Du weiß. Aber wisse immer, was Du sagt. Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen. Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht rede.“

Das silbrig-kalte Mondenlicht weckt Sehnsucht in dem Dichter. Er himmelt den Mond als seine Freundin an, schreibt sogar Briefe an diese so weit entfernte Geliebte:

Ein Brief an den Mond

Stille glänzende Freundin,
ich habe Sie lange heimlich geliebt; al sich noch Knabe war, pflegt' ich schon in den Wald zu laufen und halbverstohlen hintern Blumen nach Ihnen umzublicken, wenn Sie mit bloßer Brust oder im Negligé einer zerrissenen Nachtwolke vorübergingen. Eines Abends fragte ich, was Sie immer so unruhig am Himmel wären, und warum Sie nicht bei uns blieben. Sie hatte, ach!, hub meine Mutter an und setzte mich freundlich auf ihren Schoß, sie hatte einen kleinen lieben Knaben, der hieß Endymion, den hat sie verloren und sucht ihn nun allenthalben und kann den Knaben nicht wieder finden – und mir trat eine Träne ins Auge. Oh, Madam! Mir ist seitdem oft eine ins Auge getreten.

Sie scheinen ein weiches schwermütiges Herz zu haben. Der Himmel über Ihnen st Tagh und Nacht voll Jubel und Freudengeschrei, dass seine Schwellen davon erbeben, aber ich habe Sie nie in der fröhlichen Gesellschaft des Himmels gesehen. Sie gehen, immer allein und traurig, um unsere Erde herum, wie ein Mädchen um das Begräbnis ihres Geliebten, als wenn das Rauschen von erstickten Seufzern des Elends und der Laut vom Händeringen und das Geräusch der Verwesung Ihnen süßer wären als der Pään des Orions und das hohe Allegro von der Harfe des Siebengestirns. Sanftes sympathisches Mädchen! Erlauben Sie, dass ich meine Gramschleier einen Augenblick vom Gesicht tue, Ihre Hand zu küssen; erlauben Sie, dass ich sie zur Vertrauen meiner wehmütigen Kummerempfindung und melancholischen Schwärmereien macht und in Ihren keuschen Gürtel weine. Und Jupiter breite ein dünnes Rosengewölk über die Szene...“

Neben dieser Schwärmerei für seine gestirnte Freundin leistet Claudius auch einen ganz eigenen Beitrag in der Frage, was denn nun Religion eigentlich sei. Er schreibt: „Wenn in einer Religion überhaupt Wahrheit wohnt, so wohnt sie in ihren verhüllten Punkten und Rätseln. Die Vernunft kann über Neben- und Außenwerke der Religion, über religiöse Afer- und Trug-Gemächte usw. urteilen; sie kann Menschen, die es nicht besser wissen, durch Einwendungen und Zweifel irre machen; aber die Religion selbst, ihr Wesen und Geheimnis kann sie nicht treffen. Das liegt ja nicht innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft und bleibt bei allem, was diese sagen und tun kann, unverletzt, wie die Sonne hinter der Wolke, die durch die gegen sie abgeschossenen Pfeile nicht beleidigt wird und großmütig fortfährt, auf

den Schützen zu scheinen.“

Allein die Wortwahl lässt erkennen, dass Claudius die berühmten Denker seiner Zeit gelesen hat. Lessing, Kant und andere haben sich über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft ausgelassen, haben gefordert, dass sich Erkenntnis am „Probierstein der Erfahrung“ als echt erweisen müsse, Klopstock hat von der Sonne gedichtet, deren warme Strahlen der ganzen Welt gelten.

Seine Kritik an Lessings Entwurf einer “Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft” setzt Claudius in Verse. Auf diese Weise entsteht ein wunderschönes Lied, das heute zur Weltliteratur zählt und in der Vertonung des Lüneburger Komponisten Johann Peter Abraham zu den schönsten Abendliedern zählt: „Der Mond ist aufgegangen.“

Deshalb sei auf dieses Lied detailliert eingegangen, das viel mehr als eine romantische Schnulze ist, sondern einen Seitenhieb nach dem anderen auf das moderne, das aufgeklärte Denken bietet.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Der Dichter besingt hier die Schönheit nicht in ihrer gewaltigen Harmonie, mit der auch Klopstock den Mond literarisch verarbeitet, sondern in ihrer Unheimlichkeit, abseits vom Alltagsgetöse, in der Einsamkeit des Betrachters.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämm' rung Hülle
So traulich und so hold.
Als eine stille Kammer,
Da ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Die stille Kammer ist die Camera obscura, die die großen Sorgen und Nöte des Tages auf den Kopf stellt und gar nicht mehr so schlimm erscheinen lässt. Sie dämpft das Licht – „Enlightment!“ zur Schummerstunde des Gefühls.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht seh'n.

Das richtet sich nun an die so genannten Empiristen, eine philosophische Richtung, die einzig aus dem Experimentieren Erkenntnisse über die Welt gewinnen wollen. Für sie kann ein halber Mond nicht rund sein, für sie bleibt er halb. Erst durch die Freude an der Schöpfung wird der halbe Mond auch rund und schön. Wer die Schönheit der Schöpfung mit seinem inneren Auge nicht erkennen kann oder will, lacht über diese Ungereimtheiten, lacht aber eigentlich nur aus der Unfähigkeit echten, umfassenden Erkennens heraus.

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Diese Botschaft richtet sich an die Theologen und Philosophen gleichermaßen: Die einseitige Beschränkung auf den Verstand, die die Aufklärung fordert, ist die Grundsuld dieser Zeit. Echtes Wissen hat nach Claudius ganz andere Dimensionen, und dazu gehört der Glaube ebenso wie jede Empfindung und das, was die Romantik später Herzensbildung nennen wird. Was soll die Konstruktion eines Gottes aus dem menschlichen Geist, die ja doch nur den Blick für den Gott der Kirche und der biblischen Christenheit verstellt: „Und kommen weiter von dem Ziel!“

Wer sich auf den Verstand reduziert und andere Begabungen nicht nutzen will, die Gott dem Menschen zum Erfassen seiner Welt mitgegeben hat, der muss zum Versager werden. Hier mag ihm, dem liebenden Familienvater, insbesondere jene trockene, auf rein juristische Basis abzielende Formulierung der Ehe nach Kant in den Sinn gekommen sein: „Die Ehe ist ein Vertrag zwischen zwei Menschen verschiedenerlei Geschlechts zum wechselseitigen Gebrauch ihrer Geschlechtsteile.“ Ein schlimmes Beispiel dafür, wie weit ein verselbständigter Intellekt danebengreifen kann!

Gott, lass dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n.
Lass uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein.

Nein, es reicht nicht, den bestirnten Himmel über sich und das moralische Gesetz in sich zu spüren. Fixpunkt am geistigen und geistlichen Firmament ist für Claudius Gott, und der kann nicht mit intellektuellen Klimmzügen begriffen, sondern will in kindlicher Unbefangenheit geglaubt und geliebt werden. Deshalb die ausdrückliche Bitte angesichts der Hybris des Geistes: „Lass uns einfältig werden!“

Einfalt: Sie bedeutet für Claudius nicht Dummheit. Einfalt ist auch der ganz normale Menschenverstand, der fordert, dass sich geistige Erkenntnis in der Erfahrbarkeit niederschlagen müssen, ja dass sie aus der Erfahrung abgeleitet werde: Erst wenn ich den Stein hundertmal habe fallen lassen, kann ich auf das Gesetz der Schwerkraft kommen. Erst wenn ich die Sonne hundertmal habe aufgehen sehen, darf ich hoffen, dass sie auch morgen wieder scheint.

Das alles aber, diese Einfalt, gilt nicht mehr in der Philosophie und der Theologie, die ins Theoretisieren und Spekulieren geraten ist. Nur in der Einfalt und in Dankbarkeit ist Gottes Nähe zu erfahren, sagt er. Claudius selbst erfährt dagegen tagtäglich die Gottesnähe und -liebe durch seine Familie, seine Freunde.

So legt euch denn, ihr Brüder
In Gottes Namen nieder.

Kalt weht der Abendhauch.
Verschon' uns Gott mit Strafen
Und lass uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbarn auch.

Geborgen in Gottes Schutz kann man der Nacht ruhig entgegen schlafen. Diese letzte Strophe ist ein wunderschönes Abendgebet, das in seiner letzten Zeile über eigene Nöte und eigenen Kummer hinausweist: Für den kranken Nachbarn wird Fürbitte gehalten in einer Zeit, in der es zwar schick ist, über Gott und die Welt nachzudenken, die aber arm ist an Beispielen für tätige Nächstenliebe.

Claudius braucht keinen Gottesbeweis für seine Theologie. Das Bewusstsein, dass Kirche sich über 1700 Jahre erhalten hat, und seine ganz persönliche Glaubensgewissheit sind ihm wichtiger als alles Theologisieren. Mit einer solchen Haltung hat er im aufgeklärten Zeitalter natürlich nur wenige Freunde, und sogar die wenigen, die er hat - wie beispielsweise Herder - bekennen sich nur insgeheim zu dieser Freundschaft und rücken in der Öffentlichkeit vom „Wandsbeker Boten“ ab.

Kirche – er sieht diese Gemeinschaft nicht in den engen konfessionellen Grenzen, obwohl er doch durch das Elternhaus entsprechend vorgeprägt ist. Frömmigkeit kann nach Claudius jedoch auch jemand gegenüber Gott entwickeln, der vom Christentum noch nie etwas gehört hat, wie sein Gedicht vom „Frommen Heiden“ lehrt. Darin erleidet die Familie eines Heiden eine schlimme Dürre, droht zu verhungern und zu verdursten. Doch der Vater zieht zu einem Altar. Da heißt es in diesem Gedicht von dem frommen Heiden, der den Mond anbetet:

Ein Heide, der den Mond als seinen Gott verehrte
Und ehrerbietig niederfiel,
Wenn er vom Monde reden hörte!
Ein Heide tat's? Nun, das ist viel.
Ein Heide? – Nein, das glaub ich nicht,
Wie mancher Christ bleibt kalt und ohn Gefühl,
Wenn er von seinem Gotte spricht!
Ich leugne dieses alles nicht,
Genug, wenn er von dem, den er als Gott verehrte,
Nur andre leise reden hörte,
Dann fiel er auf sein fromm Gesicht.
Ein Heide, das ist mein Gedicht,
War einst, weil's gar nicht regnen wollte,
In einer großen Wassernot,
Und wenn in kurzer Zeit kein Regen kommen sollte,
War für ihn und sein haus nichts übrig als der Tod.
Was tat e? Murrte er nicht wider seinen Gott?
O nein, er ließ ihn ruhig walten
Und schändete durch sein Verhalten
Sein Herz und seinen Glauben nicht.
Er sahe seine Kinder leiden
Und tröstete die jungen Heiden
Und lehrete sie Ihre Pflicht.

Und wenn sie nun so kläglich um ihn traten
Und weinten und um Wasser baten,

Dann flossen ihm die Tränen vom Gesicht.
Ich habe nichts, sprach er, doch betet und verzaget nicht.
Der Mond hat unsre Not gesehen,
er weiß wohl, was uns gebricht,
Ich will ihm heut entgegengehen,
Und wenn er kömmt, will ich um Wasser flehen.

Dann ging er hin, der fromme abergläubsche Mann,
Zu einem Opfer sich gebührend anzuschicken,
Nahm Feuer in seine Hand und Holz auf seinen Rücken
Und weinte einen Berg hinan
Und harrete auf seiner Höhe,
Dass er den Mond am fernen Himmel sehe.
Und zündete, da er ihn sah, sein Opfer kniend an.
O, lodre meinem Gott entgegen,
Erinnre ihn an mich und an mein Haus.
Wir sind in Not - da fiel ein starker Regen
Und löschete sein heilig Feuer aus.

Ihr, die ihr Christi Namen führet,
Und dieses Heiden Taten hört;
Seid eures großen Glückes wert,
Wisst, dass man Gottes Gunst verlieret,
Wenn man durch Kaltsinn ihn entehrt.

Die Kälte einer pathologischen Abteilung, in der kein Herz mehr schlägt, ist Claudius unheimlich, und diese Kälte schlägt ihm aus der eigenen Gegenwart immer wieder entgegen. Sein Herz schlägt für einen ganz persönlichen Gott. Ihm wird warm ums Herz, wenn er die Welt und ihre Schönheiten als Gottes Schöpfung genießt. Ihm wird auch warm ums Herz, wenn er sich wiederfindet im Glauben seiner Väter.

Die Kirche macht ihm dieses Wiederfinden schwer. Schwer wie in der Gegenwart, wo die evangelische Kirche ihren Gläubigen in nur einer Generation gleich drei grundlegende Änderungen zugemutet hat: ein geändertes Glaubensbekenntnis, ein geändertes Vaterunser und in jüngster Zeit ein neues Gesangbuch.

Ein neues Gesangbuch wird auch zu Claudius' Zeiten eingeführt, doch das Herz des Dichters hängt an den Gesängen, mit denen er groß geworden ist. So tritt er über diese Neuerung in Disput mit seinem selbst erdachten Vetter Asmus, mit dem er auch andere Probleme literarisch ventiliert. Dieser Asmus bekennt, dass er mit den altern Liedern Erinnerungen an Rat und Trost verbindet, und fährt fort:

„Und da pfleg' ich wohl bisweilen in der Kirche, wenn die Gemeinde nach der Verordnung singt, stillzuschweigen und im Herzen die alte Weise zu halten? Und da wollte ich nun gerne von dem Herrn Vetter wissen und vernehmen: ob das auch gegen den Respekt ist, den ich der Obrigkeit schuldig bin, und ob ich das mit gutem Gewissen tun kann; samt, wenn ich ganz allein und für mich bin: ob ich denn nur rein heraus frei singen darf?“

Auf diese Frage antwortet Claudius: „Die öffentliche Ordnung müsst Ihr nicht stören, Vetter; im Herzen könnt Ihr singen, wie Ihr wollt. Denn übers Herz hat die Obrigkeit nichts zu befehlen.“

Ein solches Christentum des Herzens, im eigenen Elternhaus erlebt und in der eigenen Familie fortgesetzt, möchte er auch seinen Kindern mit auf den Lebensweg geben. So schreibt er ein rührendes Vermächtnis an seinen Sohn Johannes. Es schließt mit den Sätzen: „Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht. Stehe Deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir. Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben!“

Nirgendwo bringt Claudius deutlicher als in diesem Vermächtnis seinen Glauben auf den Punkt: Christus ist der Stifter der Religion, und christlicher Glaube ist Erlösungsreligion. Er ist ein einsamer Rufer in einer Zeit, die diese den Glauben aus dem Blick verloren hat. Claudius ist von seiner Zeit verlacht worden, sogar von seinem Freund Herder. Aber mit seinen Mondgedichten hat er zahlreiche Nacheiferer gefunden.

Zum Beispiel der Romantiker Clemens von Brentano (1772 – 1801):

Sprich aus der Ferne!

Sprich aus der Ferne,
Heimlich Welt,
Die sich so gerne
Zu mir gesellt!

Wenn das Abendrot niedergesunken,
Keine freudige Farbe mehr spricht
Und die Kränze still leuchtender Funken
Die Nacht um die schattichte Stirne flicht:
Wehet der Sterne
Heiliger Sinn
Leis durch die Ferne
Bis zu mir hin.

Wenn des Mondes still linderne Tränen
Lösen der Nächte verborgenes Weh,
Dann wehet Friede. In goldenen Kähnen
Schiffen die Geister am himmlischen See.
Glänzender Lieder
Klingender Lauf
Reingelt sich nieder,
Wallet hinauf.

Wenn der Mitternacht heiliges Grauen
Bang durch die dunklen Wälder hinschleicht
Und die Büsche gar wundersam schauen,
Alles sich finster, tiefsinnig bezeugt:
Wandelt im Dunkeln
Freundliches Spiel,
Still Lichter funkeln,
Schimmerndes Ziel.

Alles ist freundlich wohlwollend verbunden,
Bietet sich tröstend und trauernd die Hand,
Sind durch die Nächte die Lichter gewunden,
Alles ist ewig im Innern verwandt.
Sprich aus der Ferne,
heimliche Welt,
Die sich so gerne
Zu mir gesellt.

Zum Beispiel Joseph Freiherr von Eichendorff (1789 – 1857)

Wunderschön ausgeformte Romane schildern die Sehnsucht nach einer heilen Welt – wie eines seiner schönsten Mondgedichte.

Mondnacht

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erste still geküsst,
Dass sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müsst'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis' die Wälder,
so sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus'.

Zum Beispiel Heinrich Heine (1797 – 1856):

Er lässt den Mond eher spöttisch auf die Erde herabblicken, auf der so viele menschliche Ungereimtheiten geschehen, die er als Jude leidvoll erfahren muss. Eine solche Mondnacht unter südlicher Sonne fasst Heine in seinem Gedicht „Donna Clara“ zusammen.

Donna Clara

In dem abendlichen Garten
Wandelt des Alkalden Tochter
Pauken und Drommetenjubil
Klingt herunter von dem Schlosse.

„Lästig werden mir die Tänze
Und die süßen Schmeichelworte,

Und die Ritter, die so zierlich
Mich vergleichen mit der Sonne.

„überlästig wird mir alles,
Seit ich sah beim Strahl des Mondes
Jenen Ritter, dessen Laute
Nächtens mich ans Fenster lockte.“

„Wie er stand so schlank und mutig
und die Augen leuchtend schossen
Aus dem edelblassen Antlitz,
Glich er wahrlich St. Georgen.

Also dachte Donna Clara,
Und sie schaute auf den Boden;
Wie sie aufblickt, steht der schöne,
Unbekannte Ritter vor ihr.

Händedrückend, liebeblüsternd
Wandeln sie umher im Mondschein,
Und der Zephyr schmeichelt freundlich.
Märchenartig grüßen Rosen.

Märchenartig grüßen Rosen,
Und sie glühn wie Liebesboten.
Aber sage mir, Geliebte,
Warum du so plötzlich rot wirst?

„Mücken stechen mich, Geliebter,
Und die Mücken sind im Sommer
Mir so tief verhasst, als wären's
Langennas'ge Judenrotten.

Lass die Mücken und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend,
Von den Mandelbäumen fallen
Tausend weiße Blütenflocken.

Tausend weiße Blütenflocken
Haben ihren Duft vergossen. –
Aber sage mir, Geliebte,
Ist dein Herz mir ganz gewogen?

„Ja, ich liebe dich, Geliebter,
bei dem Heiland sei's geschworen,
Den die gottverfluchten Juden
Boshaft tückisch einst ermordet.

Lass den Heiland und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend,
In der Ferne schwanken traumhaft

Weißer Lilien, lichtumflossen.

Weißer Lilien, lichtumflossen
Blicken nach den Sternen droben. –
Aber sage mir, Geliebte,
Hast du auch nicht falsch geschworen?

„Falsch ist nicht in mir, Geliebter,
Wie in meiner Brust kein Tropfen
Blut ist von dem Blut der Mohren
Und des schmut'gen Judenvolkes.

Lass die Mohren und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend,
Und nach einer Myrtenlaube
Führt er die Alkaldentochter.

Mit den weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich sie umflochten!
Kurze Worte, lange Küsse,
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßen Brautlied
Sing die Nachtigall, die holde,
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,
Und man hört nur, wie verstohlen
Das Geflüster kluger Myrten
Und der Blumen Atemholen.

Aber Pauken und Drommeten
Schallen plötzlich aus dem Schlosse.
Und erwachend hat sich Clara
Aus des Ritters Arm gezogen.

„Horch! Da ruft es mich, Geliebter,
Doch, bevor wir scheiden, sollst du
Nennen deinen lieben Namen,
Den du mir so lang verborgen.“

Und der Ritter, heiter lächelnd,
Küsst die Finger seiner Donna,
Küsst die Lippen und die Stirne,
Und er spricht zuletzt die Worte:

Ich Sennora, Eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielgelobten,
Großen, schriftgelehrten Rabbi
Israel von Saragossa.“

Theodor Storm (1818 – 1888), schreibender Amtsrichter in Husum und Autor von „Der Schimmelreiter“, „Immensee“ und anderer Novellen, hat den Mond in plattdeutscher Sprache besungen.

Gode Nacht

Över de stillen Straten
Geit klar de Klokkenschlag;
God Nacht! Din Hart will slapen,
Und morgen is ok en Dag.

Din Kind liggt in de Weegen,
Uni k bün ok bi die;
Din Sorgen und din Leben
Is allens um un bi.

Noch eenmal lat uns spräken:
Goden Abend, gode Nacht!
De Maand schient ob de Däken,
Uns' Herrgott hölt de Wacht.

Hugo von Hoffmansthal (1874 – 1929) besingt in seiner Ballade des äußeren Lebens eine ganz besondere Abendstimmung unter dem silbernen Mond. Ein Gedicht voller symbolischer Bilder in einer Welt, die für ihn dem Untergang geweiht ist:

Ballade des äußeren Lebens

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen nachts wie tote Vögel nieder
Und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind, und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
Sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
Und drohende, und totenhaft verdorrte...

Wozu sind diese aufgebaut? Und gleichen
Einander nie? Und sine unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen!

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandern nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der „Abend“ sagt,
Ein Wort daraus Tiefsinn und Trauer rinnt
Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Untergang: Er drohte vielen Menschen während des Nationalsozialismus. Wolfgang Borchert (1921 – 1947), ganz ein Kind des Krieges, hat in den Bombennächten und im Unrechtsregime des Nationalsozialismus den Mond hassen gelernt. Aus einer Zelle in Berlinh-Moabit schreibt er gegen Kriegsende:

Der Mond lügt

Der Mond malt ein groteskes Muster an die Mauer.
Grotesk? Ein helles Viereck, kaum gebogen,
von einer Anzahl dunkelgrauer
Und schmaler Linien durchzogen.
Ein Fischernetz? Ein Spinnwebewebe?
Doch ach, die Wimper zittert,
Wenn ich den Blick zum Fenster hebe:
Es ist vergittert.

Beschaulichkeit, Behagen, stille Freude, Bewunderung der Schöpfung haben die Dichter des 18. und 19. Jahrhundert zu ihren Gedanken über den Mond geführt. Das Bild verändert sich, je näher wir der Gegenwart kommen: Ausweglosigkeit, Alleinsein, Verzweiflung: Das sind die Befindlichkeiten der modernen Mondnacht, die ohne Gott auszuglauben kommt. Eine Ausnahme im 20. Jahrhundert ist Rainer Maria Rilke (1875 – 1926), der in stiller Mondnacht das Zwiegespräch mit Gott sucht – und ihn in der selbst erlebten Einsamkeit findet. Mit seinem Gedicht aus dem Stundenbuch Vom mönchischen Leben soll diese Mondnacht schließen:

Du, Nachbar Gott, wenn ich die manchesmal
In langer Nacht mit hartem Klopfen störe, -
So ist's, weil ich dich selten atmen höre
Und weiß: Du bist allein im Saal.
Und wen du etwas brauchst, ist keiner da,
um deinem Tasten einen Trank zu reichen:
Ich horche immer. Gib ein kleines Zeichen.
Ich bin ganz nah.

Nur eine schmale Wand ist zwischen uns,
durch Zufall; denn es könnte sein:
ein Rufen deines oder meines Munds –
und sie bricht ein
ganz ohne Lärm und Laut.
Aus deinen Bildern ist sie aufgebaut.

Und deine Bilder stehn vor dir wie Namen.
Und wenn einmal das Licht in mir entbrennt,
Mit welchem meine Tiefe dich erkennt,

vergeudet sich's als Glanz auf ihren Rahmen.

Und meine Sinne, welche schnell erlahmen,
Sind ohne Heimat und von dir getrennt.

Wenn es nur einmal so ganz stille wäre.
Wenn das Zufällige und Ungefähre
Verstummt und das nachbarliche Lachen,
wenn das Geräusch, das meine Sinne machen,
mich nicht so sehr verhinderte am Wachen - :

Dann könnte ich in einem tausendfachen
Gedanken bis an deinen Rand dich denken
Und dich besitzen (nur ein Lächeln lang),
Um dich an alles Leben zu verschenken
Wie einen Dank.

Zum Schluss hören wir die „Träumerei“ von Robert Schumann, dessen 150. Todestag in diesem Jahr begangen wird.